

der als Kern des Buches gelten kann. Nadal, dessen Anregung wir auch Ignatius' Autobiographie, den »Bericht des Pilgers«, verdanken, liest die Eigenart dieser Berufung immer wieder an der Gestalt des Gründers ab, der selber »das Noviziat und die Prüfung der Gesellschaft Jesu für alle durchmachte« (S. 90). Die Exerzitien als Nachvollzug der Gründungserfahrung durch jeden Jesuiten, die lebenslange Haltung eines Novizen »wie ein Paradies, ein großes Glück und großes Geschenk« (S. 120) in der Führung durch den Willen Gottes, das Bemühen um »discretio«, das Streben nach dem »magis«, der Dienst am Nächsten und die apostolische Weite sind auch für die Gesellschaft Jesu strukturbildend. Auf diese Weise folgt der Orden inhaltlich der »Berufung zum Dienst unter dem Banner Christi – in der Kirche – aus einer lebendigen Einheit mit Christus – als Werkzeug in der Hand Gottes« (viertes Kapitel). Ein dritter Teil vertieft diese Zusammenstellung theologisch, ein vierter weist auf den biographischen Hintergrund von Nadals Ausführungen hin.

Bei allem gelingt Witwer ein bemerkenswerter Ausgleich zwischen den mystischen und den institutionellen Anteilen des Ignatius in der überaus spannungsvollen jesuitischen Berufung, wie sie sich in der Ordensgeschichte immer auch in Extremen gezeigt hat: so der Vorrang der inneren Christusverbindung vor der äußeren Form (S. 149 und oft), doch zugleich das Hineindrängen in eine äußere Bindung (S. 71) und in das Sichtbare und Erfahrbare Christi unter den Menschen (S. 247) oder die Gnadenhaftigkeit der Berufung, die doch zu ihrem mitwirkenden Ergreifen drängt (S. 283 und oft). Auch viele Details machen das Buch lesenswert, etwa daß Gespräche von Jesuiten »froh, klar, andächtig, leicht, vertraulich und gewöhnlich« sein sollen (S. 152), daß die Gnade zur Selbstheiligung keine andere als die zum Dienst am Nächsten sei (S. 161), oder die Hinweise zur Gesprächsmethode (S. 170f.), die komplexe Struktur der insgesamt 13 Gelübde (S. 178–183), die Frage der Gebetszeit mit der berühmten Viertelstunde des Ignatius, aber auch der inneren Freiheit im Umgang damit (S. 276–279), die geistlichen Hintergründe der heute anstößig erscheinenden Vorstellung von der Zustimmung des Willens und des Verstandes zum Geheiß von Oberen, der blinde Gehorsam (S. 210f.) und das Gebot, über Bischöfe nicht zu murren (S. 240), aber zugleich die Gefahr einer überzogenen Autorität, die sich selbst schwächt (S. 237). Nadals Werk fließt ruhig, und entsprechend ist Witwers Arbeit auch vorwiegend darstellend. Die Konzentration auf die Texte Nadals läßt allerdings einen historischen und einen systematischen Aspekt fast unberücksichtigt: die Infragestellung des Rätelebens durch die Reformation und seine Neubestimmung auf dem Konzil von Trient sowie die heutige Neuorientierung des Ordenslebens. Einige Striche in diese beiden Richtungen hätten der Dissertation gewiß noch zusätzliche Perspektiven gegeben.

✓ *Andreas Wollbold*

✓ ANNE CONRAD: Mit Klugheit, Mut und Zuversicht. Angela Merici und die Ursulinen (Topos Taschenbücher, Bd. 239). Mainz: Matthias Grünewald 1994. 144 S. Kart.

Angela Merici und die Ursulinen: Der Titel zeigt bewußt zwei Themen an, denn das Leben Angela Mericis (zw. 1470/1475–1540) ist nicht nur die Vorgeschichte der Ursulinen, als das es oft allein verstanden wird, sondern auch die Geschichte einer außergewöhnlichen Frau, die sich auf originelle Art mit den Problemen ihrer Zeit auseinandersetzte. Daß Angela Merici und die Ursulinen zwei Themen sind, gilt in zeitlicher Hinsicht und den Intentionen nach. Angela Merici gründete die »Compagnia di Sant'Orsola« 1535, also mit 60 Jahren und 5 Jahre vor ihrem Tod; sie erlebte die Umformung der Ursulinen nach dem Konzil von Trient (1545–1563), die deren Blütezeit als weiblicher Schulorden schlechthin einleitete, nicht mehr mit.

Die Autorin gibt ihren beiden Themen etwa je die Hälfte des ihr zur Verfügung stehenden Raumes. Der Biographie Angela Mericis sind die beiden ersten Kapitel gewidmet; im 3. Kapitel, das von der Gründung der Ursulinen handelt, überschneiden sich die beiden Themen; die zwei letzten Kapitel beschreiben die Entwicklung und Ausbreitung des Ordens bis in die Gegenwart.

Der biographische Teil beginnt mit einer kritischen Vorstellung der Quellen, wie es überhaupt zu den Qualitäten dieser Studie gehört, daß sie immer wieder auf die Grenzen und Besonderheiten der Quellen aufmerksam macht (eine Vorsichtsmaßnahme, die bei Publikationen für einen größeren Leserkreis leider des öfteren beiseite gelassen wird). Zu den Bedingtheiten der Quellen um Angela Merici gehört es, daß sie von vornherein, seit 1568, das Ziel einer Heiligsprechung verfolgten (die erst 1807 stattfand) und daher in einer hagiographischen Tradition stehen, für die historische Fakten weniger wichtig sind als Erbauung.

Angela Merici wurde in Dezenzano del Garda geboren, hielt sich als junge Frau in Salò auf, wo sie franziskanische Terziarin wurde, und ging 1516 nach Brescia, ihren eigentlichen Wirkungsort. Dort kam sie in Kontakt mit der »Gesellschaft der Göttlichen Liebe« (= Nächstenliebe), deren Hauptbetätigungsfeld die »Hospitäler der Unheilbaren« waren; von dort aus unternahm sie mehrere Reisen, auch ins Heilige Land. Nichts spricht für, aber auch nichts gegen eine Tätigkeit Angela Mericis in den Hospitälern, doch es könnte sein, daß sie »nur« den geistigen und spirituellen Mittelpunkt der in den Hospitälern tätigen Männer und Frauen gebildet hat. Ihren Lebensunterhalt bestritt Angela Merici, die von vielen Menschen um ihres Rates und Gebetes willen aufgesucht wurde, mit Frauenarbeiten und mit der Verpachtung eines Landgutes.

Mit der Zeit entwickelte sich im Kreis der Frauen um Angela Merici das Bedürfnis nach einer intensiveren religiösen Lebensform »zwischen Kloster und Welt«. Am 25. 11. 1535 wurde, anknüpfend an die Organisationsform der Bruderschaften, die »Compagnia di Sant'Orsola« gegründet, zu der sich 28 unverheiratete Frauen aus unterschiedlichen sozialen Verhältnissen zusammensetzten, ohne jedoch ihre bisherigen Wohnungen bei ihren Eltern oder Arbeitgebern aufzulösen. Es sollte eine gesellschaftlich anerkannte Lebensmöglichkeit für alleinstehende Frauen geschaffen werden, wobei die geistliche Hilfe, nicht die materielle im Vordergrund stand.

Die Regel, die Angela Merici für ihre »Gesellschaft« verfaßte, ist zwar nicht die erste von einer Frau geschriebene Ordensregel, wie die Autorin meint – das ist die Regel der hl. Klara für die Klarissen im 13. Jahrhundert –, aber sie zeichnet sich durch Originalität aus. Beeinflußt von der franziskanischen Drittordensregel, ist sie andererseits ein eigenständiger Entwurf, indem die »Evangelischen Räte«, die Verpflichtung zur Armut, Keuschheit und zum Gehorsam, also die Elemente des »echten« Ordenslebens, in die Regel aufgenommen werden; sie werden aber nicht durch Gelübde abgesichert, sondern gleichsam als selbstverständlich für das Leben der Ursulinen angesehen, d. h. spirituell verstanden. Die Leitung der Gesellschaft ist dreigeteilt: Vier Jungfrauen, die ihr angehören, haben die geistliche Führung inne, vier Witwen und vier Männer, die außerhalb stehen, sind für die materiellen und juristischen Belange zuständig. Priester fungieren als Beichtväter und Spender der Sakramente, aber es ist kein Leitungsamt für sie vorgesehen.

Der zu früh nach der Gründung der Gesellschaft erfolgte Tod Angela Mericis am 27. 1. 1540 stürzte diese in eine große Krise, in der sie sich, auch unter äußerem Druck, über der grundsätzlichen Frage spaltete, inwieweit mehr Ordensähnlichkeit anzustreben sei. Einigung erzielten die Ursulinen erst Jahrzehnte später mit Hilfe einer Gruppe von Priestern zur Verbreitung der Glaubenslehre, den 1550 in Brescia gegründeten »Vätern vom Frieden«. Einerseits gewannen die Frauen durch diese Verbindung ein neues Tätigkeitsfeld, den Katechismusunterricht verbunden mit Elementarunterricht für Mädchen, und dadurch ein neues Selbstverständnis, andererseits ging die geistliche Leitung an die Väter vom Frieden über (»reformierte Regel« von 1582); den Frauen blieb nur eine gewisse »Selbständigkeit im kleinen«.

Inzwischen hatte sich den Ursulinen ein neuer Wirkungsort in Mailand aufgetan, das unter dem Erzbischof Karl Borromäus (1564–1584) Zentrum der katholischen Reform war. Dort erhielten sie schon 1567 eine überarbeitete, auf Mailänder Verhältnisse zugeschnittene Regel, männliche Leiter – die Oberen der Christenlehrbruderschaft – und die Aufgabe, in der Christenlehre mitzuarbeiten. Sie wurden dadurch fest in das kirchliche Reformsystem integriert und zum wichtigsten weiblichen Träger der Christenlehrbewegung in den italienischen Städten, besaßen aber keinerlei Selbständigkeit mehr. In Frankreich faßten die Ursulinen zuerst im päpstlichen Territorium um Avignon Fuß. 1597 erschien die erste französische Ursulinenregel. Die Ursulinen breiteten sich in Frankreich mit großer Geschwindigkeit aus. Charakteristisch war dort – wie auch später in Deutschland – ihre enge Zusammenarbeit mit den Jesuiten. In Frankreich, wo die Ursulinen von vornherein gemeinschaftlich gelebt hatten, vollzogen sie auch bis zur Mitte des 17. Jahrhunderts die Umwandlung in einen monastischen Orden. Grundlage war die Augustinusregel, mit der die Ursulinenregel verbunden wurde, und das feierliche Versprechen der Erziehungstätigkeit (trotz Klausur), das die Frauen neben den üblichen drei feierlichen Gelübden abzulegen hatten. Diese Entwicklungen gingen von den Ursulinenklöstern Paris (gegr. 1608) und Bordeaux (gegr. 1606) aus, die je eigene Observanzen bildeten. Sie führten weit von den Vorstellungen Angela Mericis weg, aber die grundsätzliche Öffnung zur Welt, die ihr vorgeschwebt hatte, blieb erhalten. Trotz monastischer Transformation und Klausur entwickelten sich die Ursulinen zum wichtigsten weiblichen Schulorden und auch nach dieser Umwandlung unterschieden sie sich noch wesentlich von den traditionellen Frauenorden. So lautet

die abgewogene Beurteilung der Autorin, deren Verdienst es ist, mit ihrer Schilderung der Umformung der Ursulinengemeinschaft von einer religiösen Laienbewegung in einen monastischen Orden nicht Wasser auf die feministische Mühle geleitet zu haben, so sehr sich das Thema dafür angeboten hätte; stets behält sie im Auge, daß die Frauen für alle Entwicklungen mitverantwortlich waren, die im übrigen neben Verlusten auch immer Vorteile brachten.

Im letzten Kapitel beschreibt die Autorin die weitere Ausbreitung der Ursulinen mit besonderem Blick auf Deutschland. 1639 wurde in Köln das erste deutsche Ursulinenkloster gegründet, andere folgten, etwa in Aachen (1651) und Landshut (1688); sie gehörten zur Observanz von Bordeaux. Die Observanz von Paris errichtete zum Beispiel Klöster in Erfurt (1667), Kitzingen (1660) und Würzburg (1712).

In der Säkularisation zu Beginn des 19. Jahrhunderts kamen die deutschen Ursulinen als Erziehungsorten glimpflich davon, hatten sich aber den Bildungsidealen des aufgeklärten Staates anzupassen. Von der Aufklärung empfangen die Ursulinen aber auch wichtige Impulse. Die Restauration seit den vierziger Jahren des Jahrhunderts brachte neuen Aufschwung, der aber nach der Reichsgründung in den Kulturkampf mündete. 1875 wurden auch die Ursulinenklöster aufgehoben. Als die Schwestern nach Beendigung des Kulturkampfes (1887) zurückkehrten, übernahmen sie keine Elementarschulen mehr, die in staatlichen Händen blieben, sondern nur noch Höhere Schulen.

Zu Beginn des 20. Jahrhunderts erlebten die Ursulinen eine Blütezeit. Sie beteiligten sich rege und erfolgreich an den Reformen der Mädchenbildung und Lehrerinnenausbildung. Diese anregende und kreative Zeit fand in den dreißiger Jahren durch die Repressalien der Nationalsozialisten ein abruptes Ende. 1939 wurden die Ursulinen durch den Erlaß, daß alle Privatschulen in öffentliche Schulen umzuwandeln seien, gezwungen, ihre Schulen aufzugeben.

Nach dem Krieg gelang es ihnen relativ rasch, im Westen Deutschlands wieder Fuß zu fassen, nicht im Osten. Das Zweite Vatikanische Konzil (1962–1965) brachte den Ursulinen als Ordensfrauen einschneidende Veränderungen, was Kleidung, Klausurbestimmungen und gemeinschaftliches Leben angeht; die neuen Ordenskonstitutionen wurden 1987 bestätigt. Als Schulfrauen wurden sie durch die Bildungsexpansion vor neue Herausforderungen gestellt. Die Ursulinenkirchen gehörten zu den ersten, die neue Modelle und Reformkonzepte erprobten. Die Koedukation wurde eingeführt, »weltliche« Lehrer und Lehrerinnen angestellt, als der eigene Nachwuchs zu fehlen begann.

Der »Föderation deutschsprachiger Ursulinen« gehören heute 29 Klöster und sechs Filialen und etwa 650 Schwestern an. Immer mehr Kommunitäten sehen sich nicht mehr in der Lage, die Schulen langfristig weiterzuführen, weil sie zu wenige Schwestern sind, um den Schulen ein »ursulinisches« Gepräge zu geben. Viele Schwestern ziehen es zudem vor, in Seelsorge und sozialpädagogischen Bereichen tätig zu sein. Die Zukunft der Ursulinen ist offen. »Und wenn es sich gemäß den Zeiten und Bedürfnissen ergeben sollte, etwas neu zu ordnen oder etwas anders zu machen, tut es klug und nach guter Beratung ...«, rät ihnen ihre Gründerin Angela Merici.

In dem anregend geschriebenen Taschenbuch verbirgt sich die erste moderne Gesamtdarstellung der Ursulinen in deutscher Sprache. Für Fachleute sei noch angemerkt, daß sie nicht einfach eine Zusammenfassung des Ursulinentils im Buch der Autorin »Zwischen Kloster und Welt. Ursulinen und Jesuitinnen in der katholischen Reformbewegung des 16./17. Jahrhunderts, Mainz 1991« darstellt, sondern daß sie besonders im Kapitel über die deutschen Ursulinen über dieses hinausgeht.

Brigitte Degler-Spengler

10. Diözesangeschichte

DENIS A. CHEVALLEY: Der Dom zu Augsburg. Mit Beiträgen von HEIDE WERNER-CLEMENTSCHITSCH und MARTIN MANNEWITZ (Die Kunstdenkmäler von Bayern, Neue Folge, Bd. 1). München: R. Oldenbourg 1995. 563 S., 801 Abb. Geb. DM 148,-.

Der Augsburger Dom gehört zweifellos zu den ehrwürdigsten süddeutschen Kathedralen. Seine »ungewöhnliche und damit unverwechselbare Gestalt« ist im Gegensatz zu anderen Kathedralen darauf zurückzuführen, daß »die großen Epochen der Architekturgeschichte hier nicht Neues schufen, indem sie Altes opferten, sondern im Gegenteil Bestehendes weitgehend bewahrten und adaptierten bzw. ergänzten. Der Kirchenbau bietet deshalb nicht das Bild eines großen, einem günstigen